Der Mosaikschmuck des Landesmuseums

Autor(en): **Baur, Albert**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **1 (1907)**

PDF erstellt am: **05.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-751182

Nutzungsbedingungen

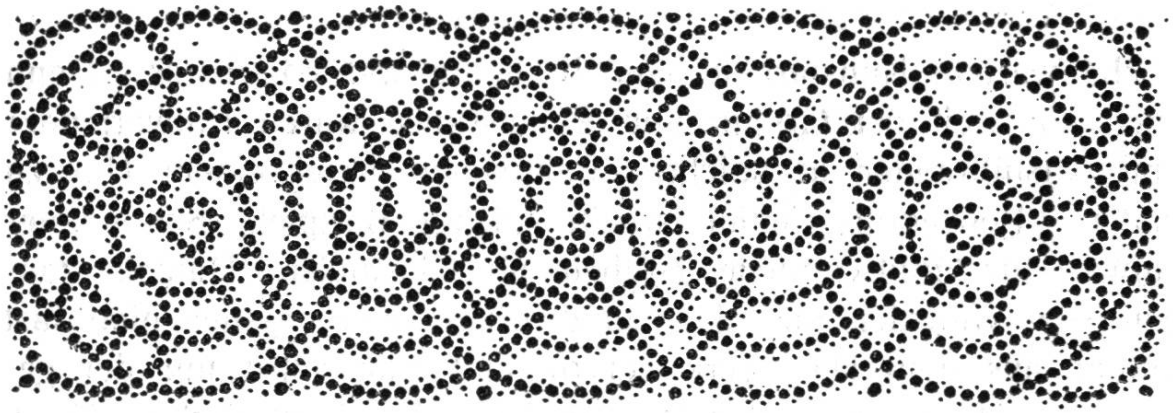
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch



DER MOSAIKSCHMUCK DES LANDESMUSEUMS.

Die Hoffassade des schweizerischen Landesmuseums harrt noch immer des Mosaikschmucks, den ihr der Architekt zugedacht hat. Die zwei Felder nach den Entwürfen Sandreuters haben weder Professor Gull noch kunstverständige Laien befriedigt. Denn die in grellen Farben auf gleissendem Goldgrund ausgeführten Einzelkompositionen wirken wie Löcher auf dem nüchternen Grau des Steins und zerreissen die Fassade. Zwei Konkurrenzen haben nichts Annehmbares gebracht. Denn die sich bestrebten, das von Sandreuter Begonnene zu vollenden, verfielen öder Kopisterei und Mittelmässigkeit, und der einzige Entwurf, der von Giacometti, der kraftvoll und lebendig, dazu ganz im Stil des Mosaiks gehalten war, wusste sich nicht der Architektur einzuordnen.

Heute liegen wieder Projekte vor; erst die eidgenössische Kunstkommission und einige Eingeweihte haben sie gesehen. Ihr Autor ist Herr Clement Heaton, der in Neuenburg eine Werkstätte für Mosaik und Glasmalerei besitzt und seinerzeit die Entwürfe von Sandreuter ausgeführt hat. Ihnen widmet Prof. Paul Seippel in der „Gazette de Lausanne“ vom 28. und 30. Dezember 1907 einen beredten, trefflich geschriebenen Artikel. Leider ist es mir unmöglich, alle seine Ansichten zu teilen.

Er geht davon aus, dass, wenn irgendwie möglich, Entwurf und Ausführung eines Kunstwerks in der gleichen Hand liegen soll. Das ist das Ideal von William Morris, aber ein Ideal, das weit im Ätherblau liegt; kaum je von einem erreicht, wo es sich um

hochgewertete Kunstarbeit handelt, heute wie von jeher. Denn auch zur Zeit der Gothik und Renaissance waren Entwerfender und Ausführender in solchem Fall selten unter einem Hut zu finden. Benvenuto Cellini ist ein solches Beispiel. Schongauer entwarf für Goldschmiede, Holbein für Glasmaler. Damals standen sich Künstler und der Handwerker nahe. Jener ging fast immer aus dem Handwerk hervor und war selbst nur der gediegenste Handwerker, der Handwerker mit schöpferischem Geist. Darum verstand er sich auf werkmässige Arbeit.

Heute will der Künstler ohne technisches Können entwerfen, und macht es so schlecht, wie der Techniker ohne Künstlertum. Der Unterschied ist, dass der Techniker, der nicht Künstler von Natur ist, es nie werden kann. Aber fast jeder Künstler kann sich technisches Können erwerben, und so dem von Morris gezeichneten Ideal nahekommen.

Ist Clement Heaton Techniker oder Künstler, ist er beides? Niemand zweifelt, dass er als Techniker sehr hoch steht. Die Email- und Mosaiktechnik wie die Glasmalerei verdanken ihm viel. Bei den Nachahmungen gothischer Fenster für St. François in Lausanne hat er gezeigt, was er kann. Aber die Entwürfe für die Mosaiken am Landesmuseum zeigen, dass er dem gezeichneten Ideal fern ist, dass es ihm an künstlerischer Gestaltungskraft gebricht. Ich mache dem Experimentator, dem Techniker, dem Gelehrten Heaton keinen Vorwurf, wenn ich sage, dass er sich auf Terra incognita begeben hat.

Seine Figuren sind stark verzeichnet, man sieht, er hat nie gründliche Aktstudien gemacht; die Körperteile sind seltsam verdreht, die Beine unmöglich gestellt. Aber das Schlimmste ist: es fehlt seinen Männern an Mark und Kraft. Wo Ausdruck erstrebt wurde, kam nur die hohle Geste, die unserm Volk immer fremd und widerlich war. Die Köpfe sind nichtssagend, keine Individuen und keine Rassentypen. Es gibt Figuren, die aussehen wie feilschende Juden. Auch die Gewandung ist nicht schweizerisch. Nichts an den Menschen Heatons ist Geist von unserm Geist, Fleisch von unserm Fleisch. Ich sage das nicht, weil der Entwerfende Engländer ist. Auch ein Engländer hätte etwas von unserm Wesen erfassen können in der Zeit, wo er bei uns weilt. Und künstlerische Kraft ist keinem Volke fremd, namentlich nicht dem seinen.

Im Interesse Heatons wäre es nicht, die Projekte öffentlich auszustellen. Sein guter Name als Techniker soll nicht durch das Misslingen seiner künstlerischen Versuche erschüttert werden. Aber die Kunstkommission wäre sicher, ihr ablehnendes Urteil durch die erdrückende Mehrheit aller Kunstverständigen gestützt zu sehen.

Restlos soll anerkannt werden, was Gutes an den Entwürfen ist. Das Bestreben, sich dem Bauwerk unterzuordnen, ist vorhanden; aber nicht so, dass sich dadurch ihr geringer Kunstwert erklärt. Die Idee, den Goldgrund durch ein bräunliches Grau zu ersetzen und alle Farben darauf abzustimmen, war glücklich; sie allein hat die Anerkennung von Professor Gull gefunden, dem die Fehler des Entwurfs nicht entgangen waren, und der seine Ausführung nicht wünscht. Doch überliess er das Urteil darüber der Kunstkommission. — Der Gedanke, einen Zug als einheitliche Komposition zu nehmen, gehört auch dem Architekten. Aber das geschichtliche Beispiel ist gut gewählt; besonders verdient die Idee zweier Züge, die sich auf der Façadenachse treffen, Anerkennung. Doch sind diese Vorteile nicht so schwerwiegend, dass sie die Annahme der Projekte rechtfertigen würden. Und auch wenn Heaton seine Drohung ausführt und mit seinem Atelier ins Ausland verzieht, was ja gewiss bedauerlich wäre, so darf das natürlich nicht bestimmend auf die Kunstkommission wirken.

Um Mosaikbilder zu schaffen, braucht es kaum grosse technische Kenntnisse. Das vatikanische Atelier imitiert Gemälde so gut, dass man nahe treten muss, um den Unterschied zu sehen. Nicht, dass das mein Ideal wäre. Aber es zeigt, was die Technik leisten kann. Das Wesentliche ist, dass der Künstler erkennt, was im Mosaik wirkungsvoll ist: die charakteristische, markige Silhouette, die Eurhythmie der Linien und Bewegungen, das Vermeiden alles Kleinlichen, der Verzicht auf plastische Wirkung und die Komposition in lauter Flächen; die Darstellung auf einem Plane und die teppichartige Wirkung. Zur Erfassung dieser Kompositionsgrundsätze ist kein Techniker nötig (mir scheint auch, dass Heaton das im Mosaik Wirksame nicht erkannt hat); dazu gelangt der Künstler von sich aus.

Gerade die Kunst Hodlers scheint alle diese Bedingungen zu erfüllen; seine Bilder scheinen wie für Mosaik gemacht. Und dass er sich dem Steinton anzupassen weiss, dass er in den Raum zu komponieren versteht, beweist der Rückzug von Marignano.

Man ist Heaton für seine Arbeit und seine guten Ideen Dank schuldig. Die Ausführung möge ihm verbleiben, sie wird in guten Händen sein. Aber, wie Paul Seippel sagt: „the right man in the right place.“ Dem Techniker, dem es an künstlerischer Gestaltungskraft gebricht, die Ausführung; dem Künstler, der sich ins Technische einleben und die ästhetischen Wirkungen, die das Material zu erreichen vermag, sicher beurteilen kann, den Entwurf.

Zum Schluss noch die Frage, ob sich nicht dekorative Plastik besser in die Fassade fügen würde als Mosaik. Der Fries wird ja so wie so durch die Pfeiler zerschnitten, und koloristisch ermangelt er jedes Gegengewichts in der grossen Masse. Und gerade, wenn ein selbstbewusster Künstler ihn entwirft, wird er die Einheit des Gebäudes stören. Mit Reliefs wäre man des reinen Akkords sicher.

Der Bundesrat möge sein Vertrauen einem Künstler schenken, von dem er nicht Triviales zu fürchten hat. Bleibt man bei Mosaik, sei es Hodler; wählt man Plastik, sei es ein Bildhauer, der ihm an Rassigkeit nahesteht. Es sind tüchtige, junge Kräfte vorhanden; nennen wir nur den einen — Angst. Allgemein wird keiner anerkannt werden. Das liegt im Antagonismus der Kunstströmungen von heute.

DR ALBERT BAUR.

□□□

DER LEHRLING UND DIE KUNSTGEWERBLICHEN BERUFE.

Was soll der Junge werden, wenn er aus der Schule kommt? „Er soll ein Handwerk lernen“, sagt der Herr Onkel, der ein Geschichtsprofessor ist. „Wenn schon, dann darf es nicht mein Handwerk sein,“ sagt der Vater nachdenklich, denn er kennt die Lehrlingsmisère seines Berufes und neigt begreiflicherweise zu der